



PETER  
ROBINSON  
EIN SELTENER  
FALL

ALAN BANKS  
DREIZEHNTER FALL

Weltbild

Schon seit seiner Kindheit nagt an Alan Banks ein unheilvoller Verdacht: Er glaubt Schuld zu sein am Verschwinden seines alten Schulfreundes Graham Marshall, der an einem frühen Sonntagmorgen Mitte der sechziger Jahre spurlos verschwand. Auch eine groß angelegte Suche brachte keinen Aufschluss über seinen Verbleib. Doch nun, Jahrzehnte später, wurden die sterblichen Überreste Grahams gefunden. Und Banks muss in eine Welt zurück, die er glaubte, längst hinter sich gelassen zu haben, in eine Welt, in der seine Albträume von einst lebendiger sind denn je.

»Die Romane von Peter Robinson gehen unter die Haut, sind beschwörende Kunstwerke mit Tiefgang.« Dennis Lehane

»Die Alan-Banks-Krimis sind zurzeit die beste Serie auf dem Markt ... Lesen Sie einen und sagen Sie mir, ob ich Unrecht habe.« Stephen King

### **Inspector-Alan-Banks-Reihe**

- Band 1: Augen im Dunkeln
- Band 2: Eine respektable Leiche
- Band 3: Ein unvermeidlicher Mord
- Band 4: Verhängnisvolles Schweigen
- Band 5: In blindem Zorn
- Band 6: Das verschwundene Lächeln
- Band 7: Die letzte Rechnung
- Band 8: Der unschuldige Engel
- Band 9: Das blutige Erbe
- Band 10: In einem heißen Sommer
- Band 11: Kalt wie das Grab
- Band 12: Wenn die Dunkelheit fällt
- Band 13: Ein seltener Fall
- Band 14: Kein Rauch ohne Feuer
- Band 15: Eine seltsame Affäre
- Band 16: Im Sommer des Todes
- Band 17: Wenn die Dämmerung naht

Peter Robinson

# Ein seltener Fall

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Andrea Fischer

## **Weltbild**

## Der Autor

Peter Robinson, geboren in Yorkshire, lebt seit über zwanzig Jahre in Toronto, Kanada. Er feiert mit seiner Serie um den sympathischen und sehr menschlichen Inspector Alan Banks diesseits und jenseits des Atlantiks große Erfolge und erhielt zahlreiche Preise gewonnen. Für den zehnten Band der Serie um Alan Banks, In einem heißen Sommer, gewann er den Anthony Award und war für den wichtigsten Krimipreis, den Edgar Award, nominiert. Darüber hinaus wurde der Roman von der New York Times zu einem der wichtigen Bücher des Jahres gekürt. Ein seltener Fall ist der dreizehnte Fall für Inspector Alan Banks.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel Close to Home bei William Morrow, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Peter Robinson

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2004 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Published by arrangement with Peter Robinson.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Andrea Fischer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-320-6

Der Lieb' und Jugend Glanz verblich,  
Und beide spürten, es war ein Traum;

Ein Traum, der sie noch jetzt umschlich:  
Doch für wen ist ein Traum die Welt?

Robert Browning, »The Statue and the Bust«

Als Trevor Dickinson am Montagmorgen zur Arbeit ging, war er verkatert und hatte schlechte Laune. Im Mund hatte er einen Geschmack, als hätte er einen Vogelkäfig ausgeleckt, sein Kopf dröhnte wie die Lautsprecher bei einem Heavy-Metal-Konzert, und sein Magen hüpfte wie ein Auto mit verstopftem Vergaser. Trevor hatte bereits eine halbe Flasche Magnesiummilch getrunken und vier Paracetamol extra stark genommen, aber er konnte keine Wirkung feststellen.

Am Einsatzort musste Trevor mit der Arbeit warten, bis die Polizei alle Demonstranten fortgeschafft hatte. Fünf waren noch da, im Schneidersitz hockten sie auf der Wiese. Umweltschützer. Unter anderem eine kleine, grauhaarige alte Dame. Die sollte sich was schämen, dachte Trevor, eine Frau in dem Alter, die mit einer Horde schwuler Kommunisten und Körnerfresser gemeinsame Sache machte.

Er schaute sich um, was man wohl auf diesen paar Quadratmetern schützen wollte. Die Felder gehörten einem Bauern, den Rinderwahnsinn und Maul-und-Klauen-Seuche zum Verkaufen gezwungen hatten. Soweit Trevor bekannt war, lebten hier keine vom Aussterben bedrohten gelbschnäbeligen Trillermänner, die nirgendwo sonst nisten konnten, und in den Hecken lauerten keine exotisch gemusterten Rieseninsekten. Nicht mal Bäume standen hier, es sei denn, man zählte die mickrigen Pappeln zwischen Wiese und Autobahn dazu, die im Laufe der Jahre von Abgasen verkrüppelt und erstickt worden waren.

Die Polizeibeamten räumten das Feld; sie trugen die Demonstranten – auch die alte Dame – zu einem abseits parkenden Transporter, dann bekamen Trevor und seine Kollegen das Zeichen zum Einsatz. Der Regen am Wochenende hatte den Boden aufgeweicht, das erschwerte das Manövrieren, aber Trevor war ein geschickter Fahrer, so dass er die Baggerschaufel bald tief in den Mutterboden grub, die Erde emporhob und in den wartenden Lastwagen kippte. Trevor bediente die Hebel mit der ihm eigenen Geschicklichkeit, er beherrschte das komplizierte Zusammenspiel von Kupplung, Gangschaltung, Wellen und Winden wie ein Dirigent und packte so viel auf die Schaufel, wie sie tragen konnte. Wenn er sie zum Laster fuhr, brachte er sie in die Waagerechte, ohne Erde zu verschütten.

Nach zwei Stunden meinte Trevor, etwas aus der Erde ragen zu sehen.

Er beugte sich vor, wischte die beschlagene Scheibe seiner Kabine frei und versuchte, den Gegenstand mit zusammengekniffenen Augen zu erkennen. Es verschlug ihm den Atem. Da unten lag ein Menschenschädel und starrte ihn an.

Alan Banks hatte keinen dicken Kopf, aber als er merkte, dass der Fernseher lief, wurde ihm klar, dass er am vergangenen Abend zu viel Ouzo getrunken hatte. Im Fernsehen liefen nur griechische Programme, nüchtern wäre er nie auf die Idee gekommen, es einzuschalten.

Banks stöhnte, streckte sich und machte sich einen starken griechischen Kaffee. Den hatte er schon in der ersten Woche auf der Insel schätzen gelernt. Während der Kaffee

durchlief, legte Banks eine CD mit Arien von Mozart auf, griff zu einer Zeitung aus der letzten Woche, die er noch nicht gelesen hatte, und ging auf den Balkon. Zwar hatte er seinen tragbaren CD-Player im Gepäck, aber glücklicherweise hatte die kleine Ferienwohnung eine Mini-Stereoanlage mit CD-Spieler. Banks hatte eine Auswahl seiner Lieblings-CDs mitgenommen, darunter Billie Holiday, John Coltrane, Schubert, Walton, The Grateful Dead und Led Zeppelin.

Er stand an der eisernen Balustrade, lauschte »Parto, ma tu, ben mio« und genoss den Anblick des Meeres hinter den ineinander verschachtelten Dächern und Mauern, ein kubistisches Werk aus blauen und weißen Flächen. Die Sonne stand am wolkenlosen blauen Himmel, so wie jeden Tag seit Banks' Ankunft. Es roch nach wildem Lavendel und Rosmarin. Ein Kreuzfahrtschiff war gerade vor Anker gegangen, und die ersten Barkassen brachten aufgeregte Touristen mit umgehängten Fotoapparaten in den Hafen. Im Kielwasser kreischten die Möwen.

Banks holte sich den Kaffee und setzte sich wieder auf den Balkon. Der weiße Holzstuhl kratzte über die Terrakottafliesen und verscheuchte das eidechsenähnliche Tierchen, das sich dort gesonnt hatte.

Wenn Banks einen Blick in die alte Zeitung geworfen und vielleicht in Homers Odyssee gelesen hatte, wollte er zu einem ausgedehnten Mittagessen hinunter ins Dorf gehen, sich ein, zwei Gläschen Wein gönnen, frisches Brot, Oliven und Ziegenkäse kaufen, später für ein Nickerchen und ein bisschen Musik zurück in die Ferienwohnung gehen und am Abend in der Taverne an der Mole mit Alexandros Schach spielen, so wie er es seit dem zweiten Tag getan hatte.

Die Zeitungen interessierten ihn nicht besonders, höchstens Sport und Feuilleton. Wegen Regens war das dritte Testspiel in Old Trafford abgebrochen worden – keine große Überraschung; England hatte ein wichtiges Qualifikationsspiel für die Weltmeisterschaft gewonnen; für Buch- oder CD-Besprechungen war es der falsche Wochentag. Allerdings entdeckte Banks einen kurzen Bericht über ein Skelett, das ein Bauarbeiter auf dem Gelände eines neuen Einkaufszentrums an der A1 unweit Peterborough entdeckt hatte. Banks war in Peterborough aufgewachsen, seine Eltern lebten noch immer dort.

Er legte die Zeitung beiseite und schaute den Möwen zu, die über ihm kreisten und zwischendurch herabstießen. Es sah aus, als schwebten sie auf den Wellen von Mozarts Musik. Sie schwebten so wie er. Banks erinnerte sich an sein zweites Gespräch mit Alexandros. Mitten im Schachspiel hatte Alex innegehalten, Banks ernst angesehen und gesagt: »Ich glaube, du bist ein Mann mit vielen Geheimnissen, Alan, ein sehr trauriger Mann. Wovor läufst du davon?«

Banks hatte viel darüber nachgedacht. Lief er davon? Ja, irgendwie schon. Er floh vor einer gescheiterten Ehe und einer fehlgeschlagenen Beziehung, er flüchtete vor einem Beruf, dessen widersprüchliche Anforderungen, dessen Nähe zu Gewalt und Tod und dem Schlechten im Menschen ihn fast zum zweiten Mal in die Knie gezwungen hatten. Zumindest vorübergehend suchte Banks Abwechslung.



Oder ging es doch tiefer? War er auf der Flucht vor sich selbst, vor dem, was aus ihm geworden war? Er hatte über Alex' Frage nachgedacht und nur geantwortet: »Das wüsste ich selbst gerne.« Dann hatte er einen übereilten Zug gemacht und seine Dame in Gefahr gebracht.

Während seines kurzen Inselaufenthalts war es Banks gelungen, Frauen aus dem Weg zu gehen. Andrea, die Kellnerin in Philippes Taverne, flirtete mit ihm, aber das war auch alles. Gelegentlich warfen ihm die Frauen von den Kreuzfahrtschiffen diesen versonnenen Blick zu, der nur eins bedeuten konnte, aber Banks hatte nicht reagiert. Er hatte einen Ort gefunden, an dem er nicht tagein, tagaus mit Verbrechen konfrontiert wurde. Einen Ort, an dem er nicht in einen Keller hinuntersteigen musste, in dem verstümmelte Mädchenleichen lagen. Sein letzter Fall suchte ihn selbst auf dieser friedlichen Insel noch in den Träumen heim.

Es war Banks gelungen, sein chaotisches Leben hinter sich zu lassen und so etwas wie ein Paradies zu finden. Warum war er dann so verdammt unruhig?

Detective Inspector Michelle Hart von der Polizei Cambridgeshire, Northern Division, betrat die forensische Anthropologie des Bezirkskrankenhauses. Sie freute sich auf den Vormittag. Das Schneiden und Herumbohren während einer Obduktion störte sie normalerweise nicht, eher schon die zweckmäßigen, hell glänzenden Fliesen oder Edelstahlflächen im Kontrast zum schmierigen Mageninhalt oder schwärzlichen Blut, das in den Edelstahlabfluss rann, der Geruch des Desinfektionsmittels im Kontrast zum Gestank der perforierten Gedärme. Aber heute stand ihr nichts dergleichen bevor. Heute hatte Dr. Wendy Cooper, die forensische Anthropologin, lediglich Knochen zu untersuchen.

Vor knapp einem Monat – Michelles erster Fall auf dem neuen Revier – hatte sie bereits mit Dr. Cooper zu tun gehabt. Es ging um einen Knochenfund. Die Gebeine entpuppten sich als angelsächsisch, nichts Ungewöhnliches in der Gegend, und die beiden Frauen waren gut miteinander ausgekommen. Das einzig Gewöhnungsbedürftige war Dr. Coopers Vorliebe für Countrymusik, die sie bei der Arbeit hörte. Angeblich half es ihr, sich zu konzentrieren, aber auf Michelle hatte Loretta Lynn eher die gegenteilige Wirkung.

Dr. Cooper und ihr Doktorand, David Roberts, standen über das unvollständige Skelett gebeugt und legten die Knochen von Händen und Füßen in die richtige Reihenfolge. Das war äußerst kompliziert, wusste Michelle, denn sie hatte einmal an einem kurzen Anatomieseminar teilgenommen. Es war ihr ein Rätsel, wie man die einzelnen Rippen und Knöchelchen auseinander halten konnte. Doch Dr. Cooper schien sich auszukennen. Sie war Anfang fünfzig, ziemlich kräftig gebaut, hatte kurzes graues Haar, eine sachliche, kühle Art und trug eine Brille mit silberner Fassung.

»Wissen Sie, aus wie vielen Knochen die menschliche Hand besteht?«, fragte Dr. Cooper, ohne den Blick vom Skelett abzuwenden.

»Bestimmt aus vielen«, gab Michelle zurück.

»Sechszwanzig«, sagte Dr. Cooper. »Sechszwanzig. Und manche sind verflucht schwer zu erkennen.«

»Haben Sie schon was für mich?« Michelle holte ihren Block hervor.

»Ein wenig. Sie sehen ja, dass wir noch dabei sind, ihn zusammensetzen.«

»Ihn?«

»Oh, ja. So viel ist sicher. Schädel und Schambein sind eindeutig. Außerdem würde ich sagen: Nordeuropäer.« Dr. Cooper drehte den Schädel zur Seite. »Sehen Sie das gerade Profil, die schmale Nasenöffnung? Klare Anhaltspunkte. Es gibt natürlich noch mehr: das hohe Kranium, die Augenhöhlen. Aber Sie wollen ja keine Vorlesung in ethnischer Anthropologie hören, oder?«

»Eher nicht«, erwiderte Michelle, obwohl sie das Thema spannend fand. Manchmal glaubte sie, den falschen Beruf gewählt zu haben. Vielleicht hätte sie Anthropologin werden sollen. Oder Ärztin. »Aber er ist nicht besonders groß, oder?«

Dr. Cooper betrachtete die Knochen auf dem Edelstahlwagen. »Groß genug für sein Alter, würde ich sagen.«

»Jetzt sagen Sie nicht, Sie wissen schon, wie alt er ist.«

»Doch. Ist natürlich nur grob geschätzt. Wir haben die langen Knochen vermessen und mit der entsprechenden Formel berechnen können, dass er ungefähr eins siebenundsechzig, eins achtundsechzig groß gewesen sein muss.«

»Also ein Kind?«

Dr. Cooper nickte und tippte mit dem Stift auf die Schulter. »Die mediale Clavicula-Epiphyse – das Schlüsselbein – ist die letzte Wachstumsfuge im Körper, die sich schließt, meistens mit Mitte zwanzig, aber es kann schon mit fünfzehn oder erst mit zweiunddreißig passieren. Bei ihm ist sie noch nicht geschlossen. Außerdem habe ich mir die Rippenenden und Wirbel angesehen. Bei einem älteren Menschen würde man stärkeren Abrieb erwarten, außerdem spitzere Enden und eine stärkere Rundung der Rippen. Diese Rippenenden sind flach, nur leicht abgerundet und kaum gewellt, und an den Wirbeln sind überhaupt keine epiphysischen Ringe zu sehen. Die Verschmelzung von Ilium, Ischium und Pubis ist ebenfalls in einem frühen Stadium. Der Prozess läuft normalerweise zwischen dem zwölften und siebzehnten Lebensjahr ab.«

»Demnach würden Sie sagen, er ist wie alt?«

»In meinem Beruf ist es nicht ratsam, sich auf dünnem Eis zu bewegen, aber ich würde sagen, zwischen zwölf und fünfzehn Jahren. Rechnen Sie plus minus zwei Jahre Spielraum. Die Datenbestände, aus denen wir diese Zahlen errechnen, sind nicht immer vollständig, und manchmal sind sie veraltet.«

»Sonst noch was?«

»Die Zähne. Sie müssen natürlich einen Zahnmediziner hinzuziehen, der die Wurzeln untersucht und den Fluoridgehalt misst – Fluorid in der Zahnpasta gab es erst seit 1959 –, aber ich kann Ihnen jetzt schon dreierlei sagen. Erstens hat er keine Dentes decidui mehr – Milchzähne –, zweitens ist der zweite Backenzahn da. Das heißt, der Junge ist um die zwölf Jahre, wiederum plus minus ein, zwei Jahre, aber angesichts der übrigen Anhaltspunkte wage ich die Schätzung, dass er eher älter als jünger ist.«

»Und drittens?«

»Das ist leider eher unwissenschaftlich, aber in Anbetracht des Allgemeinzustands seiner Zähne und all dieser Metallfüllungen in den hinteren Zähnen würde ich auf einen Zahnarzt der alten Schule tippen.«

»Wann würde er dort vergraben?«

»Das kann ich nicht sagen. Bindegewebs- oder Bänderreste sind nicht mehr vorhanden, die Knochen sind ausgebleicht, an einigen Stellen schuppig, daher würde ich sagen, mindestens zehn, zwanzig Jahre, aber Genaueres weiß ich noch nicht. Erst nach einer gründlichen Untersuchung.«

»Hinweise auf die Todesursache?«

»Noch nicht. Ich muss die Knochen erst säubern. Messerspuren findet man zum Beispiel nicht auf schmutzverkrusteten Knochen.«

»Was ist mit dem Loch im Schädel?«

Dr. Cooper fuhr mit dem Finger über den zackigen Rand. »Muss bei der Ausgrabung passiert sein. Ist mit Sicherheit post mortem.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wenn es vor dem Tod passiert wäre, hätte die Heilung schon eingesetzt. Das hier ist ein sauberer Bruch.«

»Aber wenn es die Todesursache war?«

Dr. Cooper seufzte, als habe sie es mit einem begriffsstutzigen Erstsemester zu tun. David Roberts grinste, aber er errötete, als er Michelles Blick bemerkte. »Wenn das der Fall wäre«, erwiderte Dr. Cooper, »hätte das Loch eine ganz andere Form. Knochen von lebenden Menschen brechen anders als alte Gebeine. Und schauen Sie mal hier!« Sie wies auf das Loch. »Was ist das?«

Michelle sah genau hin. »Der Rand hat eine andere Farbe als die Knochen drumherum«, sagte sie.

»Sehr gut. Das bedeutet, der Bruch ist frisch. Wenn er die Todesursache gewesen wäre, müsste der Rand die gleiche Farbe angenommen haben wie der übrige Schädel, oder?«

»Wahrscheinlich«, sagte Michelle. »Eigentlich logisch, nicht wahr?«

»Wenn man weiß, wonach man suchen muss. Da ist noch eine Humerusfraktur, rechter Oberarm, aber die ist zusammengewachsen, muss also noch zu Lebzeiten passiert sein. Und sehen Sie das hier?« Dr. Cooper zeigte auf den linken Arm. »Er ist etwas länger als der rechte, das kann bedeuten, dass der Junge Linkshänder war. Sicher, es kann auch an dem Bruch liegen, aber das glaube ich nicht. Die Schulterblätter sind leicht unterschiedlich, das bekräftigt meine Theorie.«

Michelle machte sich Notizen. »Wir wissen, dass er höchstwahrscheinlich dort vergraben wurde, wo er gefunden wurde, weil die Knochen über einen Meter tief in der Erde waren«, sagte sie. »Kann man eigentlich herausbekommen, ob er da gestorben ist oder später dahin verbracht wurde?«

Dr. Cooper schüttelte den Kopf. »Wenn es Indizien dafür gab, hat der Bulldozer sie zerstört. Er hat ja auch den Schädel und andere Knochen beschädigt.«

»Wo sind die Sachen, die man beim Skelett gefunden hat?«

Dr. Cooper wies auf die Laborbank an der hinteren Wand und widmete sich wieder den Knochen. David Roberts übernahm das Gespräch. Er hielt den Kopf gesenkt und murmelte in sich hinein, so dass Michelle ihn kaum verstehen konnte. Er schien in ihrer Gegenwart verlegen zu sein. Michelle wusste, dass ihr blondes Haar und ihre grünen Augen auf manche Männer anziehend wirkten, aber David schwärmte doch nicht für sie – lächerlich! Michelle war gerade vierzig geworden, und David war höchstens zweiundzwanzig.

Sie folgte ihm zur Laborbank, wo er ihr mehrere Gegenstände zeigte. »Wir können nicht mit Gewissheit sagen, ob sie dem Jungen gehört haben«, sagte David, »aber sie wurden alle im Umkreis der Leiche gefunden.« Bei genauerem Hinsehen glaubte Michelle, Stofffetzen ausmachen zu können, vielleicht Kleidungsreste, eine Gürtelschnalle, Münzen, ein Taschenmesser, ein dreieckiges Plastikplättchen mit abgerundeten Kanten, Schuhleder, Schnürsenkelösen und verschiedene runde Gegenstände. »Was ist denn das?«, fragte sie.

»Murmeln.« David säuberte eine Kugel mit einem Tuch und reichte sie Michelle.

Die schwere Glaskugel war glatt, im Inneren wand sich eine blaue Spirale. »Also Sommer«, sagte sie zu sich selbst.

»Wie bitte?«

Michelle schaute David an. »Oh, Entschuldigung. Sommer, hab ich gesagt. Die Jungs haben immer im Sommer mit Murmeln gespielt. Wenn gutes Wetter war. Was ist mit den Münzen?«

»Ein paar Pennys, Half a crown, ein Sixpence-Stück, ein Threepenny.«

»Alles alte Münzen?«

»Ja, auf jeden Fall aus der Zeit vor der Umstellung auf Dezimalzahlen.«

»Das heißt, vor 1971.« Michelle nahm den flachen, dreieckigen Gegenstand mit den abgerundeten Kanten in die Hand. »Was ist das?«

David säuberte ihn, und ein Schildpattmuster kam zum Vorschein. »Ich glaube, das ist ein Plektrum«, sagte er. »Zum Gitarre spielen.«

»Ein Musiker, was?« Michelle griff nach einem schmutzverkrusteten, verrosteten Armband mit einem Oval in der Mitte, auf dem etwas geschrieben stand.

Dr. Cooper trat zu den beiden. »Genau, das fand ich interessant«, sagte sie. »Wissen Sie, was das ist?«

»Ein Armband, würde ich sagen.«

»Genau. Ich glaube, es ist ein Namensarmband. Mitte der Sechziger waren die sehr beliebt bei älteren Jungen. Ich weiß noch, dass mein Bruder eins hatte. David hat das Armband, so gut es geht, gesäubert. Die Silberschicht ist natürlich ab, aber die Gravur ist glücklicherweise tief genug. Wenn man ganz genau hinsieht, kann man einen Teil des Namens lesen. Hier, nehmen Sie die.« Dr. Cooper reichte Michelle eine Lupe. Schwach konnte Michelle einige Buchstaben erkennen: GRHA-. Das war alles.

»Graham, würde ich sagen«, schlug Dr. Cooper vor.

Michelle betrachtete die Ansammlung von Knochen und versuchte, sich den lebenden

Jungen vorzustellen. »Graham«, murmelte sie. »Schade, dass er sich den Nachnamen nicht auch hat eingravieren lassen. Würde unsere Arbeit um einiges erleichtern.«

Dr. Cooper stemmte die Hände in ihre ausladenden Hüften und lachte. »Ehrlich gesagt, meine Liebe«, sagte sie, »kann man es Ihnen doch nicht viel einfacher machen, oder? Wenn ich mich nicht irre, suchen Sie einen Jungen namens Graham zwischen, sagen wir, zwölf und fünfzehn Jahren, der Linkshänder ist, irgendwann den rechten Oberarm gebrochen hatte und der vor mindestens zwanzig oder dreißig Jahren verschwand, wahrscheinlich während des Sommers. Ach ja, und er hat Gitarre gespielt und mit Murmeln. Hab ich was vergessen? Ich glaube, so viele gibt es nicht in Ihrem Archiv, auf die diese Beschreibung passt.«

Allabendlich gegen sieben Uhr ging Banks durch die verwinkelten Gassen hinunter zum Hafen. Er mochte das Licht zu dieser Tageszeit, ihm gefielen die kleinen weißen Häuser mit ihren leuchtend bunten Holztreppen und die Blumen in ihrer lila, rosa und roten Pracht. Der Duft von Gardenien vermischte sich mit dem von Thymian und Oregano. Am Horizont erstreckte sich das weindunkle Meer wie schon zu Homers Zeiten. Auch wenn es nicht wirklich weindunkel war, dachte Banks. Jedenfalls nicht überall. Zum Land hin war es eher dunkelblau oder -grün, nur weiter draußen verdunkelte es sich zum Violett jungen griechischen Weins.

Ein, zwei Ladeninhaber grüßten Banks. Er war jetzt seit etwas mehr als zwei Wochen auf der Insel und damit länger als die meisten Touristen. Natürlich war er kein Einheimischer, aber immerhin wurde seine Gegenwart registriert. Das war wie in einem Dorf in Yorkshire, in dem man erst mehrere Jahre überwintert haben musste, um dazuzugehören. Vielleicht würde er tatsächlich länger bleiben, die Sprache lernen, sich dem Inselrhythmus anpassen und ein geheimnisvoller Einsiedler werden. Mit seiner schlanken Gestalt, dem schwarzen dichten Haar und der gebräunten Haut sah er sogar ein wenig wie ein Grieche aus.

Banks kaufte die zwei Tage alten englischen Zeitungen, die das letzte Boot des Tages brachte, und ging damit zu Philippes Taverne an der Mole, wo er fast jeden Abend draußen an einem Tisch mit Blick auf den Hafen saß. Als Aperitif nahm Banks einen Ouzo. Später wollte er sich etwas zu essen aussuchen und einen Retsina trinken. Unerwarteterweise hatte er an dem merkwürdig öligen Geschmack des geharzten Weines Gefallen gefunden.

Banks zündete sich eine Zigarette an und beobachtete, wie die Touristen an Bord der Barkasse gingen, die sie zurück zum Kreuzfahrtschiff mit dem üblichen Abendprogramm brachte: voraussichtlich der Tanz der sieben Schleier oder eine Beatles-Band aus irgendeinem Provinznest. Morgen würden sie auf einer anderen Insel abgesetzt, wieder viel zu teure Souvenirs kaufen und Fotos machen, die sie sich höchstens einmal noch ansehen würden. Eine Gruppe deutscher Touristen, die wohl in einem der kleinen Inselhotels übernachtete, nahm auf der anderen Seite der Terrasse Platz und bestellte Bier. Sonst saß niemand draußen.

Banks trank seinen Ouzo und genoss Oliven und dolmades als Vorspeise. Schließlich

wählte er Fisch und grünen Salat als Hauptgericht. Die Touristen waren verschwunden. Sobald Alex seine Sachen weggeräumt hatte, würde er zum Schachspielen herüberkommen. Bis dahin wollte Banks in der Zeitung lesen.

Unten rechts auf der Titelseite fiel ihm ein Artikel mit der Überschrift VERMISSTER JUNGE DURCH DNA IDENTIFIZIERT ins Auge. Neugierig geworden, las Banks:

Bei den Erdarbeiten für das Fundament eines neuen Einkaufszentrums an der A1 westlich von Peterborough, Cambridgeshire, stießen Arbeiter vor einer Woche auf das Skelett eines Jungen. Die am Fundort sichergestellten Gegenstände und die Erkenntnisse der forensischen Anthropologin Dr. Wendy Cooper ließen nicht viele Schlüsse zu, um wen es sich bei dem Opfer handelte. »Eine sehr seltene Situation«, sagte Dr. Cooper gegenüber unserem Mitarbeiter. »Alte Knochen geben normalerweise nicht viel her, aber in diesem Fall wussten wir schon bald, dass es sich um einen Jungen handelte, der sich einmal den rechten Arm gebrochen hatte und höchstwahrscheinlich Linkshänder war.« Ein Namensarmband, wie es bei Jugendlichen Mitte der sechziger Jahre in Mode war, fand man am Ausgrabungsort. Einige Buchstaben waren noch zu erkennen. Detective Inspector Michelle Hart von der Polizei Cambridge lobte: »Dr. Cooper hat uns sehr viele Anhaltspunkte gegeben. Wir brauchten nur noch die Akten zu sichten und die möglichen Kandidaten zu prüfen.« Als die Polizei fündig zu sein glaubte, wurden die Eltern eines vermissten Jungen um DNA-Proben gebeten. Sie waren positiv. »Wir sind erleichtert, dass sie unseren Graham nach so vielen Jahren doch noch gefunden haben«, sagte Mrs. Marshall. »Obwohl wir die Hoffnung nie ganz aufgegeben hatten.« Der vierzehnjährige Graham Marshall verschwand am 22. August 1965, einem Sonntag, als er in der Nähe der städtischen Sozialbausiedlung von Peterborough, wo er wohnte, Zeitungen austrug. Bis jetzt hatte man keine Spur von ihm gefunden. »Damals hat die Polizei jede mögliche Spur verfolgt«, sagte DI Hart gegenüber unserem Mitarbeiter, »aber es ist natürlich möglich, dass die Knochen uns jetzt mehr verraten.« Auf die Frage, ob in dem Fall erneut ermittelt werde, gab DI Hart lediglich zur Antwort, Vermisste würden so lange gesucht, bis sie gefunden würden. Falls es Hinweise auf ein Schwerverbrechen gebe, müsse der Gerechtigkeit Genüge getan werden. Bisher gebe es keine eindeutigen Hinweise auf die Todesursache, allerdings wies Dr. Cooper darauf hin, dass sich der Junge kaum selbst einen Meter tief eingegraben haben könne.

Banks' Magen zog sich zusammen. Er legte die Zeitung zur Seite und starrte aufs Meer. Die untergehende Sonne tauchte den Horizont in rosiges Licht. Alles um ihn herum begann zu flimmern und kam ihm unwirklich vor. Wie auf ein Stichwort erklang der allabendliche Sirtaki vom Band. Die Taverne, der Hafen, das spröde Lachen, alles trat in den Hintergrund. Banks war allein mit seinen Erinnerungen und dem Bericht in der Zeitung.

»Alan? Wie sagt ihr noch mal: A penny for your thoughts?«

Banks schaute auf. Vor ihm stand der dunkle, untersetzte Alex. »Alex! Tut mir Leid.

Schön, dich zu sehen. Setz dich doch!«

Alex nahm Platz und machte ein besorgtes Gesicht. »Du siehst aus, als hättest du schlechte Nachrichten erhalten.«

»Das kann man wohl sagen.« Banks zündete sich eine Zigarette an und blickte hinaus auf das dunkler werdende Meer. Es roch nach Salz und etwas nach totem Fisch. Alex gab Andrea ein Zeichen, und augenblicklich stand eine Flasche Ouzo vor den beiden auf dem Tisch, dazu ein zweiter Teller mit Oliven und dolmades. Philippe zündete die Laternen entlang der Terrasse an. Sie schwangen in der leichten Brise und warfen flüchtige Schatten auf die Tische. Alex zog sein Schachbrett aus der Lederschatulle und stellte die Figuren auf.

Banks wusste, dass Alex ihn nicht bedrängen würde. Das war eine der Eigenschaften, die ihm an seinem neuen Freund gefiel. Alex war auf der Insel geboren und nach dem Studium in Athen als leitender Angestellter einer griechischen Schifffahrtsgesellschaft durch die Welt gereist, bevor er zehn Jahre zuvor mit vierzig beschlossen hatte, seinen Beruf an den Nagel zu hängen. Jetzt verdiente er seinen Lebensunterhalt mit handgearbeiteten Ledergürteln, die er am Kai an Touristen verkaufte. Banks hatte schnell gemerkt, dass Alex ein äußerst kultivierter Mensch war; er schwärmte für griechische Kunst und Architektur, und sein Englisch war fast perfekt. Außerdem schien Alex in sich zu ruhen, war zufrieden mit seinem einfachen Leben. So wäre Banks auch gern gewesen. Natürlich hatte er Alex nicht erzählt, womit er sein Geld verdiente, nur dass er Beamter war. Banks hatte festgestellt, dass es Fremde im Urlaub abschreckte, wenn er ihnen seinen Beruf verriet. Oder sie zauberten sofort ein unaufgeklärtes Verbrechen aus dem Ärmel. Ärzten erging es ähnlich: Kaum lernten sie jemanden kennen, war von den seltensten Krankheiten die Rede.

»Vielleicht ist das heute keine gute Idee«, meinte Alex und räumte das Schachspiel wieder zusammen. Es war sowieso immer nur ein Vorwand gewesen, um sich zu unterhalten, denn keiner der beiden war ein geübter Spieler.

»Tut mir Leid«, sagte Banks. »Ich bin heute wohl nicht in der richtigen Stimmung. Ich würde nur verlieren.«

»Tust du doch sowieso. Aber macht nichts, mein Freund. Man merkt, dass dich etwas bedrückt.« Alex erhob sich, aber Banks hielt ihn am Arm fest. Sonderbarerweise wollte er seine Gedanken mit Alex teilen. »Nein, bleib da«, sagte er und schenkte beiden großzügig Ouzo ein. Alex musterte Banks mit seinen ernstesten braunen Augen und setzte sich wieder. Auf den Fischerbooten klapperten die Stags gegen die Masten.

»Als ich vierzehn war«, sagte Banks mit Blick auf die Lichter im Hafen, »verschwand ein enger Schulfreund von mir. Er wurde nie wieder gesehen. Niemand wusste, was mit ihm passiert war. Er war wie vom Erdboden verschluckt.« Banks sah Alex lächelnd an. »Es ist komisch, weil damals ständig diese Musik lief, der Sirtaki aus Alexis Sorbas. War damals ein Riesenhit in England. Marcello Minerbi. Komisch, an welche Kleinigkeiten man sich erinnert, was?«

Alex nickte. »Das Gedächtnis ist wirklich ein Wunder der Natur.«

»Aber oft ist ihm nicht zu trauen.«

»Stimmt, manchmal ist es so, als würde unsere Erinnerung so was wie eine ...

Metamorphose durchlaufen.«

»Ein schönes griechisches Worte: Metamorphose.«

»Ja. Man denkt sofort an Ovid.«

»Nun, so ist es nun mal mit der Vergangenheit, mit dem Gedächtnis, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wie dem auch sei«, fuhr Banks fort, »damals gingen alle davon aus, dass mein Freund, er hieß Graham, von einem Pädophilen entführt und umgebracht worden war. Noch ein griechisches Wort, nur nicht so nett.«

»Gut vorstellbar, in Anbetracht des Stadtlebens. Aber konnte es nicht sein, dass er einfach von zu Hause fortgelaufen ist?«

»Das haben auch einige vermutet, aber Graham hatte keinen Grund dazu, soweit bekannt war. Er war nicht unzufrieden und hatte nie davon gesprochen, auszureißen. Egal«, fuhr Banks fort, »alle Anstrengungen, ihn zu finden, verliefen im Sande, er tauchte nie wieder auf. Nun war mir aber ungefähr zwei Monate vorher etwas passiert: Ich hatte unten am Fluss gespielt, und plötzlich kam ein Mann, hielt mich fest und versuchte, mich hineinzuschubsen.«

»Und?«

»Ich war gelenkig und wendig, deshalb konnte ich mich losreißen und weglaufen.«

»Aber du hast es keinem erzählt?«

»Ich hab's nicht mal meinen Eltern gesagt.«

»Warum nicht?«

»Du weißt doch, wie Kinder sind, Alex. Zum einen durfte ich nicht am Fluss spielen. Es war ziemlich weit weg von zu Hause. Außerdem hatte ich geschwänzt. Ich hätte in der Schule sein müssen. Und wahrscheinlich dachte ich, ich wäre selbst schuld. Ich wollte mir einfach keinen Ärger einhandeln.«

Alex schenkte noch einen Ouzo ein. »Und als dann dein Freund verschwand, dachtest du, es wäre derselbe Mann gewesen?«

»Ja.«

»Und mit diesem Schuldgefühl läufst du schon all die Jahre herum?«

»Glaub schon. Ich hab noch nie richtig darüber nachgedacht, aber hin und wieder, wenn ich so überlege, hab ich das Gefühl ... es ist wie eine alte Wunde, die nie richtig heilt. Keine Ahnung. Vielleicht war das auch mit ein Grund, weshalb ich ...«

»Was?«

»Ach, nichts.«

»Weshalb du Polizist geworden bist?«

Banks sah ihn erstaunt an. »Woher weißt du das?«

Alex grinste. »Du bist nicht der einzige, den ich kenne. Ich habe irgendwann festgestellt, dass alle Polizisten ähnliche Charakterzüge haben.«

»Zum Beispiel?«



»Ach, Wachsamkeit, Neugier, eine gewisse Art, zu gehen und zu sitzen. Kleinigkeiten.«

Banks lachte. »Hört sich an, als würdest du selbst keinen schlechten Polizisten

abgeben, Alex.«

»Oh, nein. Glaub ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich glaube, ich wäre mir nie ganz sicher, auf der richtigen Seite zu stehen.«

»Bist du denn jetzt auf der richtigen Seite?«

»Ich versuche es wenigstens.«

»Ich auch«, entgegnete Banks.

»Du bist bestimmt ein guter Polizist. Aber du darfst nicht vergessen, dass wir in Griechenland ... na ja, so manche Regierung mitgemacht haben. Aber erzähl weiter!«

Banks tippte auf die zusammengefaltete Zeitung. »Jetzt haben sie ihn gefunden«, sagte er. »Verscharrt an einer Straße ungefähr zwölf Kilometer entfernt von der Stelle, wo er zuletzt gesehen wurde.«

Alex pfiß durch die Zähne.

»Die Todesursache ist noch unbekannt«, fuhr Banks fort, »aber von selbst ist er da nicht gelandet.«

»Also waren die alten Theorien doch richtig?«

»Ja.«

»Und deswegen hat sich dein schlechtes Gewissen wieder gemeldet, was?«

»Es ist furchtbar. Was ist, wenn ich wirklich schuld bin, Alex? Was ist, wenn es wirklich derselbe Mann war? Wenn ich was gesagt hätte ...«

»Selbst wenn du es gemeldet hättest, heißt das noch lange nicht, dass man ihn gefasst hätte. Solche Männer können sehr gerissen sein, das hast du im Laufe der Jahre bestimmt selbst schon erfahren.« Alex schüttelte den Kopf. »Aber ich bin nicht so dumm zu glauben, dass man einem Mann sein Schuldgefühl ausreden kann. Glaubst du an Schicksal?«

»Weiß nicht.«

»Wir Griechen glauben sehr stark ans Schicksal, an die Vorsehung.«

»Was macht das für einen Unterschied?«

»Es entlastet dich. Verstehst du nicht? Wie die katholische Kirche, die dich von deinen Sünden losspricht. Wenn es Schicksal ist, dann stand von vornherein fest, dass du überlebst und niemandem etwas davon erzählst und dass dein Freund entführt, getötet und viele Jahre später gefunden wird.«

»Dann glaube ich eher nicht ans Schicksal.«

»Na, den Versuch war es wert«, sagte Alex. »Was hast du nun vor?«

»Weiß nicht. Ich kann nicht viel tun, oder? Die zuständige Polizei wird ermitteln, entweder bekommt sie heraus, was passiert ist, oder nicht. Ich nehme an, dass nach so langer Zeit nicht mehr viel zu finden ist.«

Alex schwieg eine Weile, spielte mit seinem Ouzoglas, trank einen langen Schluck und seufzte.

»Was ist?«, fragte Banks.

»Ich glaub, ich werde dich vermissen, mein Freund.«

»Wieso? Ich gehe doch gar nicht weg.«

»Weißt du, dass die Deutschen diese Insel während des Krieges besetzt hatten?«

»Klar«, sagte Banks, verwundert über Alex' plötzlichen Themenwechsel. »Ich hab mir die alten Festungsanlagen angesehen. Das weißt du doch. Wir haben darüber gesprochen. Sind nicht ganz so groß wie in Die Kanonen von Navarone, aber schon ganz beeindruckend.«

Alex winkte ab. »Wir beide haben nur eine vage Vorstellung, wie das Leben unter der Besatzung der Nazis war, aber mein Vater hat es selbst erlebt. Er hat mir mal eine Geschichte aus seiner Kindheit erzählt, da war er nicht viel älter als du und dein Freund damals. Der deutsche Offizier, der die Insel kommandierte, hieß von Braun, und alle nahmen an, dass er ein Stümper oder Spinner war, sonst hätte man ihn nicht an so einen Ort geschickt. Wie du schon sagst, mein Freund, es war nicht ganz wie in Die Kanonen von Navarone, unsere Insel ist ja nicht unbedingt der strategisch wichtigste Posten im Mittelmeer. Nichtsdestoweniger musste jemand den Pöbel im Auge behalten, und das war halt von Braun. Keine besonders anspruchsvolle Aufgabe. Die hier stationierten Soldaten sind bestimmt schnell nachlässig geworden. Eines Tages klaute mein Vater mit drei Freunden einen deutschen Geländewagen. Die Straßen waren schlecht, sind sie ja heute noch, die Jungen hatten natürlich keine Ahnung und konnten gar nicht fahren. Sie waren keinen Kilometer weit gekommen, da prallten sie gegen einen Felsen. Zum Glück wurde keiner verletzt. Die vier liefen davon, aber offenbar hatte sie ein Soldat beobachtet. Er erzählte von Braun, es wären vier Jungen gewesen.« Alex hielt inne und zündete sich eine türkische Zigarette an. Banks hatte ihn einmal gefragt, ob es denn politisch korrekt sei, als Grieche türkischen Tabak zu rauchen, aber Alex hatte lapidar geantwortet, er schmecke ihm halt besser.

»Nun«, Alex stieß eine Rauchwolke aus, »aus irgendeinem Grund beschloss von Braun, sich zu rächen und ein Exempel zu statuieren, wie es die Nazis in vielen besetzten Dörfern taten. Wahrscheinlich wollte er beweisen, dass er doch kein unfähiger Spinner war, den man ans Ende der Welt versetzt hatte, wo er keinen Schaden anrichten konnte. Er ließ vier Jugendliche zusammentreiben – der Soldat hatte ja vier gezählt – und da drüben erschießen.« Alex zeigte auf den Punkt, wo die Hauptstraße auf die Mole stieß. »Zwei davon waren tatsächlich dabei gewesen, die anderen beiden waren unschuldig. Mein Vater kam mit dem Leben davon.«

Die deutschen Touristen lachten über eine Bemerkung einer Frau und bestellten eine neue Runde. Banks' Meinung nach waren sie schon betrunken genug; es gab nicht viel Schlimmeres als einen betrunkenen Deutschen, höchstens einen betrunkenen englischen Fußballfan.

Alex ignorierte die Touristen und fuhr fort: »Mein Vater fühlte sich schuldig, weil er sich nicht gemeldet hatte, sein Freund ebenso, aber was hätten sie tun sollen? Wahrscheinlich hätten die Nazis sie auch noch erschossen. So was nennen die Amerikaner eine ›no-win‹-

Situation. Sein Leben lang hat er die Schmach und die Schuld mit sich herumgetragen.«

»Lebt er noch?«

»Er ist schon lange tot. Aber was ich erzählen wollte: Von Braun war einer der kleineren Kriegsverbrecher, die nach dem Krieg verurteilt wurden. Und weißt du was? Mein Vater ist zum Prozess gefahren. Er hatte die Insel noch nie verlassen, abgesehen von einem kurzen Aufenthalt in Athen, als ihm der Blinddarm entfernt wurde, aber bei dem Prozess musste er unbedingt dabei sein. Um Zeugnis abzulegen.«

Alex' Geschichte und das Gewicht der Vergangenheit bedrückten Banks; er bekam keinen Ton heraus. Schließlich fand er seine Stimme wieder. »Willst du damit sagen, dass ich zurückfahren soll?«

Alex schaute ihn an und lächelte traurig. »Ich bin nicht derjenige, der meint, dass du zurückfahren sollst.«

»Ach, Mist.« Banks zündete sich eine Zigarette an und hielt die Ouzoflasche schräg. Sie war so gut wie leer.

»Hab ich Recht?«, fragte Alex.

Banks sah hinaus auf das inzwischen dunkle Meer, auf der schimmernden Oberfläche tanzten die Lichter. Er nickte. Heute Nacht würde er sicherlich nichts mehr unternehmen. Aber Alex hatte Recht: Er würde gehen müssen. Er trug sein Geheimnis nun schon so lange mit sich herum, dass es ein Teil von ihm geworden war, und er konnte den Fund von Graham Marshalls Knochen genauso wenig aus seinem Kopf verbannen wie all die anderen Dinge, die er glaubte, hinter sich gelassen zu haben: Sandra und ihre Schwangerschaft, Annie Cabbot, seine Arbeit.

Er beobachtete ein junges Liebespaar, das eng umschlungen am Kai entlangbummelte, und war unendlich traurig, denn er wusste, dass er nun vorbei war, der kurze Aufenthalt im Paradies, dass er zum letzten Mal mit Alex einen geselligen Abend in der Wärme Griechenlands verbracht hatte, während die Wellen gegen die alten Hafenmauern plätscherten und der Duft von Salz, Rosmarin und türkischem Tabak die Luft erfüllte. Banks wusste, dass er morgen in der Frühe zum Hafen hinuntergehen, die erste Fähre nach Piräus nehmen und ins erste Flugzeug gen Heimat steigen würde. Und er verfluchte seinen Entschluss.